

übergreifende Vergleichsanalyse sinnvoll. Darüber hinaus liefert die Studie, wie es der Klappentext treffend umschreibt, wirklich ein Stück »spannende Medizin-, Geschlechter- und Sozialgeschichte«.

*Wolfgang Woelk, Düsseldorf*

Dominik Groß, Die schwierige Professionalisierung der deutschen Zahnärzteschaft (1867–1919), Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main etc. 1994, 515 S., brosch., 138 DM.

Die Professionalisierung der Medizin und der Mediziner ist in den letzten Jahren u. a. durch Huerkamp, Spree, Frevert oder Sander überzeugend untersucht worden. Die Zahnärzte wurden in diesen Untersuchungen nicht berücksichtigt. Das erklärt sich wohl nicht zuletzt aus deren geringer Zahl. So gab es 1858 in ganz Preußen lediglich 103 Zahnärzte. Auch wurde diese Gruppe nicht der allgemeinen Ärzteschaft zugerechnet, sondern als eine separate Gruppe betrachtet, die sich in einer ganz besonders schlechten Ausgangslage befand. Thema der vorliegenden Arbeit ist das schließlich erfolgreiche Bemühen der Zahnärzte, trotz aller Widrigkeiten auch ihrer Berufsgruppe allmählich ein größeres Ansehen zu verschaffen und diese zu »professionalisieren«. Noch 1838 wurde selbst dem Berliner Hofzahnarzt der angestrebte Titel eines Hofrats verweigert, da die Zahnärzte – so der zuständige Minister – nun einmal neben den Hebammen den letzten Rang unter den Heilpersonen im Staat einnahmen. Bei »ihrem bescheidenen Wissen und Wirken« sei dies nur angemessen (S. 48). Die handwerkliche Prägung der zahnärztlichen Arbeit blieb auch in den folgenden Jahrzehnten bestehen. Sie erschwerte alle Bemühungen der Zahnärzte um Ansehen und besonderen Status und führte dazu, daß eine Vielzahl anderer Personen in der Zahnheilkunde tätig war. Diese sog. Zahnkünstler konnten sich bis in die Weimarer Republik hinein behaupten, da ihre Fertigkeiten oftmals denen der Zahnärzte nicht nachstanden. Sie wurden deshalb auch von den Krankenkassen anerkannt, zumal ihre Dienste preiswerter waren. Allmählich gelang es jedoch, die Position der Zahnärzte zu verbessern. Dazu trugen entscheidend die Mechanismen bei, die diese Entwicklung auch bei den anderen Ärzten vorantrieben: zunehmende Organisierung, Aufbau eines Verbandswesens und einer Fachpresse, Initiativen gegen nichtapprobierte Konkurrenten, Akademisierung des Berufes, Verwissenschaftlichung der Ausbildung und staatliche Privilegierung. Diese Prozesse werden in der Arbeit gründlich untersucht und dargestellt, wobei der Verfasser den Eigenstrategien der Zahnärzte besonders großes Gewicht einräumt. Hinzu kam die Entwicklung der Zahnkunde zur Wissenschaft, zu der interessanterweise frei praktizierende Zahnärzte aus Amerika einen großen Beitrag leisteten, indem sie die in den USA erreichten Standards auch in Deutschland einführten.

Der Zugang von Frauen zum Beruf des Zahnarztes wurde demgegenüber als Störung der ohnehin mühsamen Selbstbehauptung angesehen und – wie allgemein üblich – lange abgeblockt. 1914 gab es gerade 66 Zahnärztinnen im Deutschen Reich und 138 Studentinnen dieser Fachrichtung. Auf längere Sicht jedoch – so Groß – habe der Zugang von Frauen den Berufs des Zahnarztes erheblich aufgewertet. »Vermeintlich weibliche ›Tugenden‹ – wie etwa die seelische Betreuung kleiner oder ängstlicher Patienten und die Betonung ästhetischer Belange« seien in den Vordergrund getreten. So sei das alte Bild des lediglich manuell geschickten Zahnarztes, der eher einem Handwerker glich, ersetzt worden durch das einer »ganzheitlichen und damit mehr medizinischen Tätigkeit« (S. 353). So haben also auch die Zahnärzte von der Emanzipation der Frauen profitiert. Das sei ihnen gegönnt, wenngleich sie es offensichtlich nicht verdient haben. Überhaupt

ist erstaunlich, wie auch diese ärztliche Gruppe vor allem durch Organisation und konsequente Vertretung beruflicher Interessen – also durch gewerkschaftliche Mittel – ihre Lage entscheidend verbessern konnte. Die Gewerkschaften waren nicht so erfolgreich.

*Franz-Josef Brüggemeier, Hannover*

Michael Häusler, »Dienst an Kirche und Volk«. Die Deutsche Diakonenschaft zwischen beruflicher Emanzipation und kirchlicher Formierung (1913-1947), Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1995, 496 S., brosch., 48 DM.

Der Titel dieser 1994 an der Universität Münster vorgelegten zeitgeschichtlichen Dissertation benennt schon die beiden Pole, zwischen denen sich die Tätigkeit der Diakone bewegte: Einerseits war ihre Arbeit »Dienst an der Kirche«, also für die Innere Mission, andererseits war sie in dem Maße, wie sich der Weimarer Wohlfahrtsstaat herausbildete und die freie Wohlfahrt in sein duales System integrierte, »Dienst am Volk«, also am Staat. Der Untertitel konkretisiert die hieraus resultierenden Konflikte für den Diakonenberuf: zwischen kirchlicher Formierung – gemeint ist die Einbindung der Diakone in das traditionelle, von patriarchalischen Strukturen dominierte kirchlich-diakonische Milieu sowie ihre Verhaftung im diakonischen Dienstideal – und Emanzipation – gemeint ist das Streben nach einem eigenen Berufsprofil des Diakonen als notwendige Voraussetzung für ein geschlossenes Auftreten nach außen.

Trotz nicht gerade idealer äußerer Bedingungen – gedacht ist hier an die zwölf Jahre NS-Diktatur – gelang es den Diakonen im Untersuchungszeitraum dank eines Qualifizierungsschubs, etwa durch die staatlich anerkannte Prüfung zum Wohlfahrtspfleger, an die Stelle des traditionellen Entsendungsprinzips das für andere Berufsgruppen selbstverständliche Prinzip der freien Wahl des Arbeitsplatzes zu setzen. Als Vehikel ihrer Emanzipation diente der Diakonenschaft ihr 1913 gegründeter Berufsverband, der Deutsche Diakonenverband (DD). Bei einem Organisationsgrad von nahezu 100 Prozent im DD bietet sich der methodische Weg an, die Entwicklung des diakonischen Berufsprofils anhand der Geschichte dieses Verbandes aufzuzeigen. Verbandsgeschichte ist hier also nur Mittel zum Zweck, um sich den Hauptfragestellungen der Untersuchung zu nähern. Dies gelingt dem Autor allerdings dort weniger, wo er den Gleichschaltungsprozeß des DD 1933 unverhältnismäßig breit und überwiegend als Verbandsgeschichte präsentiert. Da sich das Berufsprofil nicht abgehoben von den gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen entwickelte, verknüpft der Verfasser die Frage nach der beruflichen Emanzipation mit der nach der politischen Einstellung der Diakonenschaft, eine Fragestellung, die gerade im Hinblick auf die Zeit des Nationalsozialismus und auf die höchst heterogene soziale und regionale Zusammensetzung der Diakonenschaft interessante Erkenntnisse zutage fördert.

Durch die Auswertung auch des Quellenmaterials, das noch relativ ungeordnet in den weit verstreuten Diakonenanstalten liegt, setzt der Verfasser seine Absicht überzeugend um, über eine reine Verbandsgeschichte hinauszugehen, und wird gleichzeitig der ganzen Bandbreite diakonischer Arbeitsfelder sowie den landschaftlich und landeskirchlich bedingten Verschiedenartigkeiten der einzelnen Brüderschaften gerecht, die unter dem einigenden Dach des DD vertreten waren. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die NS-Zeit. Eine weitgehende Verkennung des wahren Charakters der Nationalsozialisten, die selbstverordnete Zusammenarbeit mit NS-Organisationen sowie ein hoher Organisationsgrad einzelner Diakone in NS-Organisationen kennzeichnen die Anfangsjahre des Dritten Reiches. Die Ernüchterung setzt Mitte der 1930er Jahre mit der nationalsozia-